

Severin Schwendener SCHACH & MATT

Kriminalroman



S. Schwendener

Literatur aus der edition 8

1992 ist das Zürcher Nobelhotel Baur au Lac Schauplatz eines grausamen Mordes. Das Opfer: Rosi, eine schillernde Luxusprostituierte, die mit allen in der Szene verbandelt war und die trotzdem niemand wirklich kannte. Der Ermittler: Thomas K. Hilvert, der als junger, vielversprechender Polizist von der Sitte zur Kriminalpolizei gestossen ist und seinen ersten Mordfall lösen muss. Was keiner weiss: Hilvert hat Rosi gekannt, und er ist felsenfest überzeugt, dass ihr Mörder schon früher getötet hat. Und dass er weiter mordet. Jahrelang liegt Hilvert seinen Vorgesetzten und der Staatsanwaltschaft mit seiner These in den Ohren. Irgendwann gibt er auf, nicht zuletzt, weil die Morde aufgehört haben. So bleibt die Bluttat an Rosi ungeklärt, die Akten setzen Staub an.

Fast zwanzig Jahre später wird in Zürich eine tote Prostituierte gefunden. Und Hilvert, nunmehr designierter Polizeikommandant, erkennt das alte Tatmuster wieder. Doch selbst Hilverts treuer Assistent Bruno Jaun findet die Serienkiller-These seines schrägen Chefs ziemlich abwegig. Bis er die Akten studiert und auf schlüssige Hinweise stösst. Gemeinsam folgen die beiden den längst erkalteten Spuren. Sie führen in die Vergangenheit der Stadt und in die Vergangenheit des Hauptmanns Thomas K. Hilvert. Auch der Mörder ist ein Teil dieser Geschichte, an deren Anfang der Fall Rosi steht. Jetzt setzt er zum letzten Akt des Dramas an. Als Bruno Jaun die Zusammenhänge erkennt, ist es fast zu spät.

Severin Schwendener
Schach & Matt
edition 8

Severin Schwendener

Schach

Kriminalroman



Verlag und Autor danken dem Lotteriefonds des Kantons Thurgau für den finanziellen Beitrag an dieses Buch.

Besuchen Sie uns im Internet: Informationen zu unseren Büchern und AutorInnen sowie Rezensionen und Veranstaltungshinweise finden Sie unter www.edition8.ch

Bibliografische Informationen der Deutschen National-Bibliothek sind im Internet abrufbar unter <http://dnb.ddb.de>.

Mai 2013, 1. Auflage, © bei edition 8. Alle Rechte, einschliesslich der Rechte der öffentlichen Lesung, vorbehalten. Lektorat: Jeannine Horni; Korrektorat: Geri Balsiger; Typografie, Umschlag: Heinz Scheidegger; e-Book: mbassador GmbH, Luzern.

Verlagsadresse: edition 8, Postfach 3522, CH-8021 Zürich, Telefon +41/(0)44 271 80 22, Fax +41/(0)44 273 03 02, info@edition8.ch

ISBN 978-3-85990-196-4

1

Eigentlich war es ein Witz. Hätte er es selbst nicht besser gewusst, er hätte darüber gelacht. Er, Thomas K. Hilvert, würde demnächst Kommandant der Stadtpolizei Zürich sein. Es war Montagnachmittag, kurz nach drei. In fünf Wochen, sechs Tagen und weniger als neun Stunden würde die Stadtpolizei Zürich einen neuen Chef haben.

Hilvert wusste nicht, ob diese Tatsache eher als Anerkennung seiner Leistungen zu sehen war oder als Armutszeugnis für die Stadtpolizei. Genauso wenig wusste er, ob er sich jetzt freuen sollte. Denn es würde sich vieles ändern. Sehr vieles. Er würde Abschied nehmen müssen von den lieb gewordenen Eskapaden, könnte sich nicht mehr darauf verlassen, dass der Filter seine schützende Hand über ihn halten würde. Er könnte nicht mehr darauf bauen, dass Jaun alles im Griff hatte, während er ein Meeting verschlief. Nein, das würde alles nicht mehr gehen. Denn jetzt würde er, Hilvert, die Verantwortung tragen müssen. Er war sich nicht sicher, ob das eine gute Entwicklung war. Überhaupt nicht.

Ganz abgesehen davon, dass er von nun an stets sein Büro aufräumen müsste. Sandwichkrümel und Kaffeeflecken auf dem Boden wären künftig ein No-go, weil er als Polizeikommandant immer mit Besuchen zu rechnen hätte. Hilvert fühlte sich, als würde er gerade - und zum ersten Mal - erwachsen werden. Und das mit 56!

Er war zu alt für den Posten, er war zu schrill für den Posten, und er war zu wenig diszipliniert für den Posten. Vor allem Letzteres. Warum zum Teufel hatte er nicht nein gesagt? Was hatte er sich bei seiner Zusage eigentlich

gedacht? Er hatte es sich in seinem Gärtchen doch so gemütlich eingerichtet gehabt. Der Filter, der ihn durch alle Böden hindurch protegiert, und Jaun, der die ganze Hand- und Fussarbeit gemacht hatte. Gut zehn Jahre hatte Hilvert gelebt wie die Made im Speck. Doch im Grunde wusste er, dass diese Zeit so oder so zu Ende gewesen wäre. Entweder er wurde Polizeikommandant oder Karl Leimbacher, des Filters Vize. Unter Leimbacher zu arbeiten wäre jedoch das Letzte gewesen, was sich Hilvert hätte zumuten wollen. Dann lieber noch einen Darmverschluss und Hämorrhoiden.

Die fetten Jahre waren also vorbei, egal wie man es drehte und wendete. Wehmut erfüllte ihn, jetzt, da die Zeit gekommen war. Und die Sorge nagte an ihm: Würde er seiner neuen Position überhaupt gewachsen sein?

Hilvert stemmte sich aus seinem Luxussessel, den er sich auf eigene Kosten in sein Büro gestellt hatte und den er mit in sein neues Büro nehmen würde. Nichts und niemand würde ihn davon abhalten können. Hilvert und sein Sessel, das war eine Einheit, das gehörte zusammen wie Liz Taylor und die Ehe. Er stellte sich ans Fenster, sah über die Limmat auf eine Szenerie, die ihm in all den Jahren so vertraut geworden war wie sein eigenes Spiegelbild. Die malerische Altstadtfassade mit den behäbigen Zunfthäusern, die autofreie Uferstrasse und die Boulevardcafés, die beim ersten frühlingshaften Sonnenstrahl das Trottoir mit Tischen und Stühlen bestückten, strömten eine Ruhe und Gemütlichkeit aus, die für die eher hektische Stadt ungewöhnlich waren. Passanten spazierten der Limmat entlang, studierten die Schaufenster, bestaunten das Panorama, warteten auf ein Tram. Hilvert hob den Blick und richtete ihn auf das Hauptgebäude der ETH Zürich, das über der Altstadt thronte. Und wie immer, wenn er diesen Prunkbau sah, kräuselten sich seine Lippen zu einem kleinen Grinsen. Diese inoffizielle Lösung des Falles Professor Schwarz, die

war irgendwie sein Meisterstück gewesen. Doch jetzt gab es Wichtigeres zu tun, als Gedanken an die Vergangenheit oder die Zukunft nachzuhängen. Jetzt gab es eine Tote.

Die Leiche, die man vor einer Woche auf der Werdinsel gefunden hatte, war auf den ersten Blick nichts, was den Puls eines Polizisten höher schlagen liess. Eine namenlose junge Frau, von der Kleidung her offensichtlich Prostituierte, wahrscheinlich aus dem Ostblock und noch wahrscheinlicher illegal im Land, war getötet worden. Die Polizei würde zwar im Milieu ermitteln, aber Hilvert konnte schon jetzt die Prognose wagen, dass der Fall nie aufgeklärt werden würde. Was ihn nicht zu jucken hatte, da er nichts damit zu tun hatte. Ermordete Prostituierte waren immer wieder mal zu verzeichnen, und genauso verächtlich wie das klang, sprang die Gesellschaft mit diesen Fällen um. Eine winzige Randnotiz in der Zeitung – das wars.

Hilvert seufzte. Unruhe überfiel ihn, die nichts mit seiner aktuellen Situation zu tun hatte. Hilvert wusste um den Grund, er brauchte sich nichts vorzumachen. Noch eine ganze Weile lang starrte er nachdenklich aus dem Fenster auf die Stadt, die ihm ans Herz gewachsen war. Dann griff er zum Telefon und wählte die Nummer seines Assistenten Bruno Jaun. Liess es drei Mal klingeln und hängte wieder auf.

Jaun stand zwei Minuten später auf der Matte, wie immer brachte er einen ganzen Berg von Papieren mit.

»Hier ist noch die Post für Sie«, sagte er und legte die Briefe einzeln auf Hilverts Tisch. »Ein Rundschreiben von ...«

»Wegwerfen, Jaun. Sie haben es sowieso gelesen und mich interessiert es nicht.«

Jaun grinste. Er kannte das Spiel. Er wusste, dass Hilvert nichts von alledem lesen würde, und er rieb es dem faulen Sack gerade deswegen immer wieder unter die Nase. In voller Absicht.

»Dann hat es da noch ...«, begann er.

»Legen Sie alles auf den Tisch, Jaun, ich werde es mir nachher ansehen!« Hilvert blinzelte seinem Assistenten vergnügt zu. »Dort auf den Stapel mit der Post von gestern, vorgestern und davor!«

»Weswegen haben Sie mich eigentlich gerufen, Chef?«

Sofort wurde Hilvert ernst. Er liess sich mit Wucht in die weichen Lederpolster seines Sessels fallen und überliess Jaun selbstlos den unbequemen Bürostuhl.

»Die Prostituierte«, sagte er.

»Die Tote von der Werdinsel?«

»Ja, genau die.«

»Darum kümmert sich doch jemand anders.« Jaun legte genau die richtige Dosis Unterton in seine Stimme. »Seit wann rennen Sie denn der Arbeit hinterher?«

»Jaun«, Hilvert schüttelte übertrieben seufzend den Kopf, »Sie verstehen das nicht. Darum werde ich es Ihnen erklären.«

»Ich bin ganz Ohr.« Jaun schlug die Beine übereinander.

»Was wissen Sie von Serienmördern?«, fragte Hilvert jetzt in völlig nüchternem Ton und machte damit klar, dass das Geplänkel vorbei war.

Jaun liess seinen Blick eine Weile prüfend auf dem massigen Mann ruhen, der sich in diesem lächerlichen Luxussessel fläzte. Wollte ihm sein Chef wieder mal eine seiner abstrusen Theorien auftischen?

»Serienkiller gibt es nur in schlechten Kriminalfilmen und -romanen. Die sind so extrem selten, da gewinnen Sie eher eine Million im Lotto, als dass Sie in Zürich einen zu sehen bekommen.«

»Ich weiss, Jaun. Ich kenne die Statistiken. In der Tat sind Serienmörder ausgesprochen dünn gesät. Und nur die wenigsten von ihnen sind so superintelligent, wie sie in diesen Fernsehserien dargestellt werden. Trotzdem gehört der Täter, von dem ich spreche, genau in diese Kategorie.«

Jaun hörte an Hilverts Tonfall, dass der Hauptmann ernsthaft ein Problem wälzte. »Welchen Täter meinen Sie

denn, Chef? Etwa den, der die Prostituierte getötet hat?«

Hilvert nickte.

»Aber das macht doch keinen Sinn!«, rief Jaun aus. »Eine tote Prostituierte weist doch nicht auf einen Serienmörder hin!«

»Eine nicht, nein.«

Jaun schwieg. Über die Jahre hatte er seinen Chef in- und auswendig kennengelernt und wusste, dass dieser nicht grundlos eine solche Aussage machte.

»Wie viele sind es denn? Ich kann mich an keine Toten erinnern in den letzten Monaten.«

»Der letzte Mord war vor anderthalb Jahren.«

»Anderthalb Jahre! Und diese zwei Opfer sind die einzigen?«

»Nein. Der Täter war früher schon mal aktiv. In den Neunzigern. Danach wahrscheinlich ebenfalls, aber nicht in Zürich.«

Jaun schüttelte den Kopf. »Haben Sie Beweise? Indizien? Ein Tatmuster oder -motiv? Eine Handschrift?«

Hilvert lächelte müde. »Ach, Jaun, Sie sind so unglaublich rational. Nein, hab ich nicht. Sonst hätte man ihn schon lange gefasst. Bisher hat aber niemand je bemerkt, dass es in Zürich einen Serienkiller gibt.«

Jaun starrte Hilvert einen Moment lang entgeistert an. »Sie behaupten also, dass es hier seit zwanzig Jahren einen Serienmörder gibt, der weder Spuren noch eine Signatur hinterlässt, der zwischendurch während zehn Jahren nicht mordete und dann wieder in Aktion trat. Sehe ich das richtig?«

Hilvert brachte ein Zwinkern zustande. »Wenn Sie es so sagen, klingt es irgendwie komplett abwegig.«

»Nicht nur, wenn ich das sage«, stellte Jaun säuerlich fest. »Machen Sie solche Aussagen um Himmels willen nicht jetzt. Es sind noch sechs Wochen bis zu Ihrem Amtsantritt! Sie können sich solche Spekulationen schlicht nicht leisten.«

»Ich weiss Jaun, ich weiss. Und genau dieser Hemmschuh passt mir nicht. Seit wann habe ich auf solche Dinge Rücksicht genommen?«

»Seit Sie wissen, dass Sie Polizeikommandant werden, vielleicht?« Jaun hielt es nicht für nötig zu erwähnen, dass Hilverts wohlbekannte Eigenmächtigkeiten ganz grundsätzlich unangebracht waren, denn das wäre sowieso in den Wind gesprochen.

Hilvert verzog das Gesicht. »Jetzt hören Sie doch mal auf, immer recht zu haben. Sie sind hier, um mich zu unterstützen! Nicht, um mir die unangenehme Wahrheit zu sagen.«

Jaun lachte schallend heraus. »Ach so, ich dachte, ich sei hier, um Ihre Arbeit zu erledigen und die Post zu lesen.«

Auch Hilvert gönnte sich eines seiner glucksenden Lachen. »Dafür auch, Jaun, dafür auch.« Er stemmte sich aus seinem Sessel und stand wieder ans Fenster. »Aber was, wenn ich recht habe? Wenn er da draussen ist und tötet? Dann kann ich nicht wegschauen, nur weil es meiner Karriere schadet!«

Jaun blieb in seinem Sessel sitzen und betrachtete Hilverts Bauch, der im letzten Winter noch eine Schicht mehr zugelegt hatte.

»Kann es sein, dass sie einfach eine möglichst elegante Lösung suchen, um die ungeklärten Mordfälle der letzten zwanzig Jahre ad acta zu legen?«

»Die sind gar nicht alle ungeklärt«, sagte Hilvert, als wäre es eine Binsenwahrheit, »einige davon sind falsch aufgeklärt worden.«

»Ja dann ...« Jauns Stimme triefte vor Sarkasmus.

Hilvert drehte sich zu seinem Assistenten um. »Sie nehmen mich nicht ernst, Jaun.«

Jaun zuckte nicht einmal mit der Wimper. »Seit Dezember 2004 nicht mehr. Aber ich dachte, Sie hätten das bemerkt.«

Hilvert warf einen belustigten Blick auf die dürre Gestalt seines Assistenten und seufzte theatralisch. »Jaun. Können Sie nicht für einmal eine Ausnahme machen, Ihre zweite Hirnzelle starten und mir gut zuhören?«

Jaun grinste. »Weil Sie so nett fragen, Chef: sicher.«

Hilvert steuerte wieder sein lederbespanntes Refugium an. »Dann machen Sie es sich bequem, das dauert nämlich.« Er öffnete die oberste Schublade seines Schreibtisches und holte etwas heraus.

»Sprünglis Truffes du Jour«, sagte er geniesserisch und streckte Jaun die Schachtel hin. »Bedienen Sie sich.«

Jaun klaubte eine Praline aus der Packung und liess sie genüsslich auf der Zunge zergehen, während sich Hilvert in seinem Sessel theatralisch in Pose setzte.

»Gregor Kellenberger«, sagte er mampfend. »Er war das erste Opfer. 1990 war er ganz unten angekommen: 34 Jahre alt, heroinsüchtig, HIV-positiv. Seit mehreren Jahren obdachlos, geisterte er durch die offene Drogenszene am Platzspitz, der damals weltweit als ›Needle Park‹ von sich reden machte. Im Winter 89/90 brach bei Kellenberger AIDS aus. Er litt an einem Kaposi Sarkom und war im Frühling, als er ermordet wurde, kurz davor, den Löffel abzugeben.«

Der Hauptmann warf eine weitere Praline ein.

»Gefunden hat man ihn im Kohlendreieck beim alten Güterbahnhof. Dort, wo die SBB jetzt diese Überführung bauen für den neuen unterirdischen Bahnhof. Heute ist der Güterbahnhof ja stillgelegt und wird ganz verschwinden, um diesem monströsen Justiz- und Polizeizentrum Platz zu machen, aber damals war er noch in Betrieb. Bis weit in die Nacht hinein arbeiteten Leute auf dem Areal. Kellenberger wurde am frühen Morgen von der ersten Schicht entdeckt. Er lag zwischen zwei abgestellten Eisenbahnwaggons. Erwürgt. Ausgeraubt. Sogar seine Schuhe hatte man ihm abgenommen, die er ein paar Wochen zuvor von einer

gnädigen Seele geschenkt bekommen hatte. Sie waren wohl sein wertvollstes Hab und Gut.«

»Klingt nach einem klassischen Raubmord in der Drogenszene. Wahrscheinlich hatte er guten Stoff, und ein anderer hat ihm den abgenommen. Sorry, Gregor.«

»Ja, genau so hat es ausgesehen. Und genau so wurde der Fall in den Akten versenkt. Dabei gab es in diesem Fall einen entscheidenden Pferdefuss.«

»Und der wäre?«

»Der Mord war absolut nutzlos.«

»Ist das nicht jeder Mord?«

Hilvert winkte unwirsch ab. »Das meine ich nicht. Aber denken wir mal nach. Ich bin ein Junkie oder sonst ein Mensch, der so abgewrackt ist, dass er jemandem wie Gregor Kellenberger noch etwas klaut. Da genügt es doch, Gregor ordentlich eins auf die Birne zu geben, zu nehmen, was immer ich will, und ihn liegenzulassen. Zur Wehr setzen konnte der sich nicht mehr, der war nur noch Haut und Knochen. Aber nein: Der Täter hat Kellenberger entweder auf das Areal des Güterbahnhofs gelockt oder geschleppt, ihn da zwischen den Wagen auf den Boden gedrückt, sich auf ihn gesetzt und ihn ganz langsam erwürgt.«

Jauns Blick war nachdenklich geworden. Hilvert vergriff sich erneut an den Pralinen und hielt auch Jaun die Schachtel hin.

»Wieso, Jaun? Wieso? Es gibt nur eine einzige Erklärung. Dem Täter ging es nicht um die Schuhe oder um Stoff oder Geld, nein, ihm ging es ums Töten selbst. Er wollte Kellenberger in die Augen sehen, wollte seine Angst sehen, als er ihm die Gurgel zudrückte. Er wollte spüren, wie das Leben aus diesem geschundenen Körper wich. Alles andere war blasse Requisite.«

»Ist das nicht eine etwas voreilige Kombination?«

»Man hat keinerlei Fingerabdrücke oder andere Spuren gefunden. Für mich passt das nicht wirklich zu dem

Szenario, nach dem ein Junkie einen anderen erwürgt hat. Der Täter hatte bei diesem Mord alles unter Kontrolle, er hat keinen einzigen Fehler gemacht.«

»Ich nehme an, damals hat niemand in eine andere Richtung als der einer Bluttat in der Drogenszene gedacht.«

»Natürlich nicht. Auch ich nicht. Allerdings hatte ich mit dem Fall gar nichts zu tun, sondern wurde erst später darauf aufmerksam. Ich glaube aber nicht, dass Kellenberger das erste Opfer des Killers war. Allerdings ist mir vor Kellenberger kein anderer Fall bekannt, der auffällig gewesen wäre.«

»Aha«, sagte Jaun trocken. Er war alles andere als überzeugt.

»Fall Nummer zwei«, fuhr Hilvert fort. »Auch mit dem hatte ich nichts zu tun, ich war damals bei der Sitte. Gute alte Zeit!« Hilvert untermalte sein Statement, indem er demonstrativ ein weiteres Truffe in hohem Bogen in seinen Mund warf.

»Claudia Pontiggia. 28 Jahre alt, aus Italien stammend, verheiratet, lebte mit ihrem Mann in Schlieren, in einem dieser trostlosen Betonsilos aus den Sechzigern, in denen während der Achtziger Jahre viele Migranten wohnten. Das Haus ist unterdessen abgerissen worden. Claudias Mann Renato war ein widerlicher Kerl, der soff und seine Frau verprügelte. In der Wohnung der Pontiggias herrschte regelmässig ein Geräuschpegel wie bei einem Gefecht. Die Frau weigerte sich aber, ihren Mann anzuzeigen, obwohl Nachbarn Ende der Achtziger zweimal die Polizei rufen mussten. Das waren noch andere Zeiten. Wenn das Opfer keine Anzeige machte, ist die Polizei einfach wieder gegangen. Ende September 91 gab es einmal mehr einen fürchterlichen Krach in der Wohnung der Pontiggias. Die Frau schrie und wimmerte und heulte, alles auf einmal. Der Nachbar links war im Kino und der Nachbar rechts drehte

einfach den Fernseher auf, bis es so laut war wie im Kino und auch er nichts mehr hörte.

Nachts um halb eins kam der Nachbar links nach Hause. Als er oben aus dem Lift trat, stand die Tür der Pontiggias offen. Am Ende des Korridors lag die Frau in einer Blutlache, im Hintergrund konnte er Renato rumplappern hören. Der Nachbar bekam Schiss, flüchtete in seine Wohnung und rief die Polizei.«

Hilvert seufzte. »Renato wurde festgenommen. Er hatte kein Alibi und war zur Tatzeit sturzbetrunken, stritt aber die Tötung seiner Frau ab. 1993 wurde er des Totschlags schuldig gesprochen und eingelocht. Er legte Berufung ein, das Ganze zog sich hin. 1998 wurde er schliesslich freigesprochen, aus Mangel an Beweisen, auch wenn der Richter sagte, er hätte schwere Zweifel an seiner Unschuld, zumal er stets als äusserst gewaltbereit aufgefallen war.«

»Und das soll der Fall Nummer zwei sein?« Jaun schnappte sich die letzte Praline. »Was hat der denn mit dem ersten Fall zu tun?«

»Nichts, Jaun. Ausser einem kleinen Detail. Claudia Pontiggia war mit einem Messer erstochen worden, doch die Tatwaffe wurde nie gefunden. Der Täter hat ihr das Messer zweimal in den Bauch gestossen und dann in aller Ruhe zugeschaut, wie sie verblutete. Blutspuren auf dem Sofa deuteten darauf hin, dass er sich einfach dort hingeworfen und das Schauspiel genossen hat.«

»Das könnte auch ihr Mann gewesen sein.«

»Möglicherweise. Aber Renato hat sie stets geschlagen. In all den Jahren hat er nie eine Waffe gegen sie benutzt, und immer, wenn er sie halb tot geschlagen hatte, hat er geweint, sie um Vergebung gebeten und versprochen, dass es nie wieder vorkommen würde. Renato war ein Rohling, ein Säufer und ein Loser, aber kein Sadist. Claudias Mörder war einer. Darüber hinaus gab es, gemessen an der Tatsache, dass ein stockbesoffener Idiot gerade seine Frau

abgeschlachtet hatte, erstaunlich wenig Spuren. Für mich sah es ganz danach aus, als ob der Mörder Handschuhe getragen und sämtliche Tathinweise sorgfältig eliminiert hatte.«

»Hm. Gehe ich recht in der Annahme, dass niemand ausser Ihnen diese wunderbaren Rückschlüsse zog oder zieht?«

»Warten Sie ab, Jaun, sogar Sie werden das Tatmuster noch erkennen.« Hilvert schnappte sich die Packung mit den Truffes du Jour. »Leer«, brummte er und schüttelte den Karton. »Sie waren wieder mal besonders gierig, Jaun!«

Als sein Assistent nicht antwortete, schmiss der Hauptmann die Schachtel auf den Boden und redete weiter.

»Fall Nummer drei: Rosi. Natürlich hiess sie nicht Rosi, aber sie nannte sich so. Alle nannten sie so. Mein erster Fall bei der Kriminalpolizei. Rosi war eine Nutte. Am Anfang ihrer Karriere war sie viel im Niederdorf unterwegs, damals noch das Zentrum der Vergnügungsszene. Cabarets am Laufmeter. Bis auf eines sind heute alle verschwunden. Jetzt ist im Niederdorf jede zweite Bar ein Schwulentreff, und es ist viel ruhiger geworden. Aber früher war in dem Quartier noch richtig was los. Rosi hatte sich früh auf wohlhabende Kunden spezialisiert, und sie war dabei erfolgreicher als jede andere vor oder nach ihr. Sie besass eine eigene Wohnung in Witikon, an sündhaft teurer Lage. Wusste aber niemand, auch die Polizei nicht.«

Hilvert grinste. »Ausser mir, natürlich.«

»Anfang der Neunziger hat Zürich einen riesigen Entwicklungssprung gemacht. 1989 wurden der unterirdische Bahnhof Museumsstrasse am HB und der Tunnel von Stadelhofen nach Stettbach eröffnet. 1990 ging die Zürcher S-Bahn in Betrieb. Mein Gott, wenn ich mich erinnere: Bevor es den neuen Tunnel vom HB zum Bahnhof Stadelhofen gab, mussten die Züge von der Goldküste zuerst von Stadelhofen zum Bahnhof Letten in Wipkingen,

dort in einer riesigen Schleife über die Limmat und dann wieder zurück zum HB fahren. Dank des neuen Tunnels schaffen sie die Strecke HB-Stadelhofen jetzt in zwei Minuten. Die alte Linie wurde inklusive Bahnhof Letten stillgelegt und der alte Tunnel vom Letten zum Bahnhof Stadelhofen später aufgefüllt, weil er einzustürzen drohte. Als die Stadt 1992 die offene Drogenszene am Platzspitz schloss, fanden all die Junkies am verwaisten Letten ein neues Zuhause. Es war ein richtiges Drogenghetto.«

»Und was hat das alles mit Rosi zu tun?«

Hilvert legte ächzend seine Beine auf den Schreibtisch. Dass dabei die eine oder andere Akte herunterfiel, schien ihn nicht zu kümmern. »Es gibt keinen direkten Zusammenhang. Aber damals war so viel im Umbruch, hatten die Medienleute so viel Stoff, dass der Tod einer Luxushure einfach untergegangen ist. Das ist wichtig für das Verständnis des Falles Rosi.«

»Ich nehme an, nach Ihrem Exkurs kommen Sie jetzt zum Thema. Ich habe übrigens ebenfalls nichts zu tun, lassen Sie sich ruhig Zeit.«

Hilvert wedelte gereizt mit der Hand. »Schschsch! Rosi wurde 93 getötet, wieder war ein Messer die Tatwaffe. Sie lag in einer Suite im Hotel Baur au Lac. Der Täter hatte ihr mit dem Messer mehrmals in den Bauch und in die Brust gestochen, ihre Lunge war voll von Blut. Sie hat sich hustend zur Tür des Zimmers geschleppt und dabei wie ein Sprinkler überall ihr Blut verspritzt. Es war grässlich. Kurz vor der Tür ist sie zusammengebrochen. Rosi ist grausam verreckt, man kann es nicht anders sagen, und der Täter hat ihrem Totenkampf in aller Seelenruhe zugesehen.«

Der Hauptmann verstummte, rieb sich die Stirn. »Der Fall war in vielerlei Hinsicht ein Desaster für alle Beteiligten. Auch für mich. Rosi hatte nämlich ein Doppelleben geführt. Nachts war sie Rosi, tagsüber jemand anders. Sie hat Identitäten gewechselt wie unsereiner die Socken, sie hatte mehrere Rollen in petto. Und sie war eine

perfekte Schauspielerin: Sie trug Perücken, besass Garderoben in unterschiedlichsten Stilen, legte sich jeweils völlig andere Make-ups auf. Niemand wusste, wer sie wirklich war. Und jene, die sie kannten, wussten nicht, dass sie auch noch eine andere war.«

»Ausser Sie, wenn ich das richtig sehe.«

»Ja, ausser mir.« Hilverts Gesicht hellte sich auf, die Freude, zu Rosis engem Kreis der Eingeweihten gehört zu haben, war auch nach zwanzig Jahren immer noch da. »Aber dann implodierte das Ganze. Im Baur au Lac lag eine tote Frau; sie hatte einen Namen, besass Papiere, die Angestellten des Hotels kannten sie seit Jahren. Doch diese Person existierte gar nicht. Innerhalb eines Tages war klar, dass die Papiere gefälscht waren und dass es sich bei dieser eleganten, zurückgezogenen Frau, die im Baur au Lac residierte, in Tat und Wahrheit um eine mysteriöse Edelprostituierte namens Rosi handelte, der man nachsagte, sie habe sowohl in der schweizerischen als auch der europäischen Elite einen illustren Kundenkreis.«

Jaun wusste die Antwort bereits, aber er fragte aus Prinzip. »Haben Sie die Polizei über Rosis Doppelleben informiert?«

Hilverts Stimme klang bitter. »Natürlich nicht. Ich wusste zwar sofort, dass die Tote im Baur au Lac Rosi war, habe aber geschwiegen. Ich hatte einfach Schiss. Ich war ja soeben von der Sitte zur Abteilung Mord und Totschlag gestossen. Zwar hätte man dort gut herausfinden können, dass ich Rosi kannte, weil ich einmal in offizieller Funktion mit ihr zu tun hatte. Aber in diesem Fall hätte ich ja sagen können, dass ich mich nicht mehr erinnerte. Niemand wusste hingegen, dass ich sie auch in ihren anderen Rollen kannte. Wir haben uns hin und wieder in der Stadt getroffen: Mal war sie dabei Rosi, mal jemand anders – es war irgendwie aufregend, wie ein Spiel. Ich wollte damals einfach nicht, dass meine Freundschaft mit Rosi bei den polizeilichen Ermittlungen ein Thema wurde.«

»Und, waren Sie dabei erfolgreich?«

»Ja. Obwohl die Durchsuchung von Rosis Suite im Baur au Lac allerhand zu Tage förderte, was für viele besser unter dem Teppich geblieben wäre. Rosi hatte Kunden bis in die höchsten Kreise und weit über Zürich hinaus. Politiker, Direktoren, Verwaltungsräte, Professoren, ein Staatsanwalt, alles angesehene Leute. Und sie hatte ihre Schäferstündchen wie eine gute Schweizer Buchhalterin dokumentiert. Wer, wann, wo, erbrachte Dienstleistung, bezahlter Preis. Höchst interessant. Damit war dann ziemlich zackig klar, wer diese Tote wirklich gewesen war. Das hat es mir erspart, selber damit herausrücken zu müssen. Ich habe einfach den Dummen markiert, und das hat bestens funktioniert.

Sie können sich vorstellen, Jaun, dass es nicht lange gedauert hat, bis diese Unterlagen aus Rosis Fallakte verschwunden waren. Von höchster Stelle wurde alles getan, damit schnell Gras über die Sache wuchs. Und angesichts der ganzen Aufregung über die Drogenhöhle am Letten ist das Interesse der Öffentlichkeit am Fall Rosi dann ganz schnell abgeflaut.«

Jetzt begann Hilvert zu lachen. »Natürlich«, gluckste er, »hatte Rosi noch viel umfangreichere und detailliertere Notizen bei sich zuhause. In der Wohnung, von der niemand wusste. Ich habe alles an mich gebracht und im Safe einer Privatbank deponiert.«

»WAS?!«

»Die Notizen sind schon lange nichts mehr wert. Wen interessiert es heute noch, wer vor 20 Jahren unter Rosis Kunden war und welche Rollen diese Kunden gespielt haben? Bei der Ermittlung haben sie mir leider auch nicht geholfen. Der Fall Rosi wurde zwar nicht offiziell geschlossen, aber es wurden dafür auch keine Kapazitäten mehr bereitgestellt. Irgendwann war über den Fall genug Gras gewachsen.«

Hilvert fuhr sich durchs Haar. »Was habe ich mich damals aufgeregt. Rosi war tot, irgendjemand hatte sie regelrecht abgeschlachtet, aber dem Staat war das egal. Mehr noch, es war ihm sogar recht. Ich habe dann während Jahren noch hin und wieder auf eigene Faust versucht, Licht in das Dunkel zu bringen, aber die Spuren waren kalt.«

»Solche Morde wie diese drei passieren im Laufe der Jahre aber in jeder Stadt. Für mich sieht es nicht so aus, als würden sie zusammenhängen.«

»Stimmt, Jaun. Darum habe ich ja gesagt, es handle sich um einen intelligenten Serienkiller, den noch niemand bemerkt hat. Doch alle Fälle weisen ein paar wesentliche Gemeinsamkeiten auf.«

Der Hauptmann streckte den Zeigefinger in die Luft.

»Erstens der Faktor des langsamen Sterbens. Die Opfer wurden nicht im Affekt getötet, sondern kaltblütig, mit fast chirurgischer Präzision tödlich verletzt. So starben sie langsam und qualvoll, und ich bin mir sicher, dass dieses Schwein ihnen dabei zugesehen hat.«

»Gab es bei den weiblichen Opfern Anzeichen von sexuellen Misshandlungen? Vergewaltigung zum Beispiel?«

»Nein, nie. Das wäre aufgefallen. Nein, es war der Totenkampf seiner Opfer, der ihn faszinierte.«

Hilvert streckte den zweiten Finger in die Höhe.

»Zweitens: Es gab immer weniger Spuren, als man aufgrund der Tat hätte erwarten können. Drittens: die äusseren Umstände. Bei allen Opfern waren die Rahmenbedingungen so, dass sie entweder von den Morden ablenkten wie bei Kellenberger und Rosi – oder aber auf jemand anderes hindeuteten wie im Fall Pontiggia auf den Ehemann. Ich habe den Eindruck, als würde der Mörder nach eingehender Recherche, Analyse und Vorbereitung seine Morde als Standbild inszenieren, auf dem er selbst gar nicht zu sehen ist. So hat niemand je an

einen Serienmörder gedacht, obwohl die Hinweise überdeutlich waren.«

»Überdeutlich? Das sehe ich aber immer noch anders«, wandte Jaun ein.

»Ich bin ja auch noch nicht fertig, Jaun. Denn 1995 geriet der Mörder in einen Bluttausch, der fast fünf Jahre anhielt.«

»Ein Bluttausch?« Jaun war die Skepsis aufs Gesicht geschrieben. Zudem spürte er langsam den Druck seiner Tagesagenda. Das würde ein langer Tag werden, denn im Gegensatz zu seinem Chef, der die Arbeit einfach unerledigt liegen liess, musste Jaun den Berg bis am Ende des Tages noch abtragen.

»Acht Tote in vier Jahren.«

»Acht?« Wenn Hilvert recht hatte, war das in der Tat beängstigend.

»Acht nach meiner Rechnung«, schränkte der Hauptmann ein. »Womöglich waren es mehr. Jedenfalls herrschte nach Rosi zwei Jahre lang Ruhe. Natürlich gab es auch in dieser Zeit Tote, vor allem im Zusammenhang mit der Drogenszene am Letten. Aber ich bin auf keinen gestossen, der bei mir die Alarmglocken läuten liess. Doch dann, im Sommer 95, verschwand die 16 Jahre alte Katie Müller. Zuerst dachten alle, sie sei ausgerissen. Nach zwei Wochen warf sich ihr Vater vor den Zug - er gestand in einem Abschiedsbrief, seine Tochter missbraucht zu haben. Es wurde allgemein vermutet, Katie habe sich das Leben genommen oder habe sich abgesetzt.«

»Eigentlich naheliegend, oder?«

»Selbstverständlich. Aber 2010 wurde direkt beim Bahnhof Wipkingen eine ganze Reihe alter Häuser abgebrochen, um einer Neuüberbauung Platz zu machen. Bei den Aushubarbeiten wurden im Kellerboden eines der abgebrochenen Häuser Knochen gefunden. Katie. Die Forensiker fanden Spuren an ihren Knochen, die darauf hinwiesen, dass sie mit mehreren Messerstichen ermordet

worden war. Die Überreste ihrer Nägel legten den Schluss nahe, dass sie die letzten zwei Wochen vor ihrem Tod im Dunkeln und ohne ausreichende Nahrung verbracht hatte.«

»Gefangen und gefoltert.«

»Genau. Und wieder war die Tat so inszeniert, dass jedermann sofort an den Vater dachte.«

So langsam war Jaun ganz Ohr. Hilverts Gerede ergab einen gewissen Sinn.

»Und weiter?«

»Im Herbst 95 geschah ein absolut entsetzliches Verbrechen. Klara Hartmeier wohnte in ihrer Villa am Zürichberg. Ihr Mann war vier Jahre vorher an Krebs gestorben und hatte ihr ein Vermögen hinterlassen. Sie besass eine ansehnliche Sammlung von Juwelen. Versicherungen, Polizei, Freunde, Bekannte: Alle redeten auf Klara Hartmeier ein, den wertvollen Schmuck an einem sicheren Ort zu verwahren. Sie aber wollte alles in ihrem Safe haben. Im Oktober drang ein Unbekannter in die Villa ein. Er folterte Klara Hartmeier drei Tage lang, bis sie den Safe öffnete. Danach richtete der Täter sie in ihrem Bett hin, indem er ihr ein Messer zuerst in den Bauch und dann direkt ins Herz ramnte. Vielleicht waren es auch mehrere Täter. Die Juwelen sind seither verschollen.«

»Ein brutaler Raubmord.«

»Nein. Der Raub war Tarnung. Klara Hartmeier war nicht dumm, und sie lebte gern. Man sagte ihr ein humorvolles, entspanntes Gemüt nach. Sie hatte sich geweigert, den Schmuck einzubunkern, weil sie ihn tragen wollte. ›Dann kommt er halt weg‹, hatte sie bei mehreren Gelegenheiten gelacht und darauf hingewiesen, dass er ja versichert sei.«

Jaun dämmerte, worauf Hilvert hinauswollte.

»Klara Hartmeier hätte niemals drei Tage Folter ausgehalten«, fuhr der Hauptmann fort, »nur wegen ein paar Klunker, ganz egal, wie wertvoll sie waren. Aber das ist der Fehler, den die Polizei und die Staatsanwaltschaft

oft machen: Sie analysieren die Fakten, aber kaum je die Menschen. Dabei sind diese entscheidend!«

Jaun nickte nachdenklich, wohlwissend, dass auch er selbst häufig mehr auf die Fakten baute, weil die Menschen so oft logen.

»Ausserdem gab es – da schau an – fast keine Spuren am Tatort«, doppelte Hilvert in einem fast trotzigem Tonfall nach.

»Waren die sechs anderen auch so?«

»Ja. Zwei Männer und vier Frauen. Zwischen 18 und 54 Jahre alt. Reich, Schweizer, arm, Ausländer, gesund, krank, und so weiter. Kein klares Opferprofil, kein Täterprofil. Keine offensichtlichen Elemente, welche die Taten miteinander verbanden. Ausser den Qualen, welche die Opfer erdulden mussten, und das Fehlen deutlicher Spuren. Zudem gab es für die Taten oft ein augenfälliges Motiv oder einen hervorstechenden Hintergrund. Bei zwei Fällen kam es zu Verurteilungen mit langen Haftstrafen. Ich hoffe für die Richter und die Verurteilten, dass ich mich irre.«

»Mein Gott«, murmelte Jaun in Gedanken versunken.

»Aber warum hat er aufgehört?«

Hilvert wiegte den Kopf. »Das habe ich mich jahrelang gefragt. Vielleicht war er gestorben, ein Autounfall. Oder krank. Aber nicht eine Sekunde lang habe ich geglaubt, dass er wegen eines anderen Delikts eingesperrt worden war. Irgendwann ist mir dann noch eine andere Erklärung eingefallen. Von der Jahrtausendwende an hat die Polizei angefangen, systematisch DNA-Spuren auszuwerten. Deshalb wurde ihm das Terrain wohl zu heiss. Ich gehe davon aus, dass er weitergemordet hat. Aber nicht in der Schweiz, sondern in Ländern, in denen die Kriminaltechnik noch nicht so weit ist. In irgendeinem der zahllosen Armenviertel in den Superstädten dieser Welt.«

»Haben Sie mal mit jemandem über diese Fälle gesprochen?«

»Schon lange nicht mehr. Ich war es leid, als Spinner betrachtet zu werden. Immer und immer wieder habe ich gepredigt, gewarnt, argumentiert. Aber irgendwann war die Luft draussen.«

»Und jetzt glauben Sie, dass er wieder angefangen hat?«

Hilvert nickte grimmig. »Lange Zeit war ich mir nicht sicher. Aber jetzt weiss ich es: Er ist wieder aktiv.«

»Aber warum, Chef? Aus welchem Grund sollte er jetzt plötzlich wieder anfangen?«

Hilvert seufzte. »Wenn wir das wüssten, hätten wir ihn gefunden. Diese Frage ist entscheidend – und zugleich schwer zu beantworten.«

»Und was wollen Sie jetzt tun?«

»Ich will diesen Psychopathen drankriegen«, unbewusst ballte Hilvert die Fäuste, »und ich scheiss darauf, was das für meine Karriere bedeutet!«

Jaun nickte. Dann halt, dachte er in einem Anfall von Schicksalsergebenheit. All in.

Den Koloss in seinem Sessel konnte er sowieso nicht aufhalten. Da würde es besser sein, wenn er die Dinge aus nächster Nähe unter Kontrolle halten und steuern könnte.

»Ich werde Sie unterstützen, Chef. Heute komme ich nicht mehr dazu, aber morgen werde ich mal die alten Akten ausgraben und ein Dossier zusammenstellen.«

Täuschte er sich jetzt, oder huschte da tatsächlich ein Anflug von Rührung über Hilverts Gesicht? War der Chef etwa im Begriff, altersmilde zu werden? In diesem Fall würde Jaun aber echt anfangen, sich Sorgen zu machen.

»Danke«, sagte Hilvert.

Er ist krank!, dachte Jaun in plötzlicher Panik, der sagt doch sonst nie danke!

Hilvert hievte sich aus seinem Sessel.

»Ihr Dossier können Sie sich übrigens sparen«, verkündete er grossspurig. »Papa Hilvert hat alles Wichtige im Kopf. Morgen fahren wir auf die Werdinsel und dann in

die Pathologie. Da können Sie mal lernen, wie gute Polizeiarbeit vor Ort aussieht!«

Er trampelte zur Tür. »Aber jetzt muss ich leider los. Ein Cüpli mit dem Filter trinken. Ich muss mich warmlaufen für die Amtsübergabe. Ich hoffe, Sie benutzen meine Abwesenheit nicht wieder, um zu faulenzeln!«

Ein gewaltiger Seufzer füllte das Büro, als die Tür hinter dem Hauptmann ins Schloss gefallen war. Gott sei Dank, mit Hilvert war alles in Ordnung! Jaun ging zu Hilverts Schreibtisch und öffnete die oberste Schublade. Da schau an, eine ganze Schachtel Luxemburgerli. Er schaufelte sich mit der linken den halben Inhalt der Schachtel in die rechte Hand und ging in sein Büro hinüber.

War sowieso besser, wenn der Fettwanst nicht immer Süßes in sich hineinstopfte.

2

Regen prasselte gegen das Fenster. Marcos da Silva wandte für einen Moment seinen Blick vom Fernseher ab. Es war kein Wolkenbruch, aber auch kein leichtes Niesel, sondern dieser typische Wasservorhang, der, vermischt mit böigem Wind, in Zürich vom Himmel zu fallen pflegte.

Marcos hasste den Regen, und noch mehr hasste er die tiefen Temperaturen. Zürich war kalt und grau, und er hatte das Gefühl, dass sich die Menschen hier ihrem Wetter angepasst hatten. Steif und abweisend, so waren sie. Graue Mäuse in einer grauen Stadt.

Marcos da Silva hatte Heimweh. Der junge Fußballspieler war vor einem knappen Jahr aus Venezuela in die Schweiz gekommen. Der Transfer von seinem heimatlichen Klub zum FC Zürich war für ihn eine riesige Chance, in Europa Fuss zu fassen, sich zu beweisen, weiterzukommen und - das hoffte er inständig - eines Tages als erfolgreicher Fussballer nach Venezuela zurückzukehren. In die Sonne, in die Wärme, ans Meer, zu den Menschen, die so viel warmherziger waren als jene in Zürich.

Wenn in seinem Land zwei Menschen miteinander sprachen, dann sassen sie nahe beieinander, berührten sich, untermalten mit Gesten, was sie sagten. Und sie lachten viel, weil in ihren Gemütern die Sonne schien. Aber wenn Marcos mal unbewusst einem Schweizer seine Hand auf den Arm oder die Schulter legte, zog sich dieser erschrocken zurück. Die Leute hier hielten ihn für aufdringlich, ja schleimig; dabei war er doch einfach nur freundlich.

Sein Blick wanderte wieder zum Fenster. 14 Grad Tageshöchstwert hatte in der Zeitung gestanden, unter einem Symbol mit einer halben Sonne und einer fetten schwarzen Wolke, aus der es regnete. Daheim war es 35 Grad warm, und die Sonne brannte den ganzen Tag vom Himmel. Marcos war unglücklich und aufgewühlt. Denn neben seinem Heimweh quälten ihn noch andere Probleme, die ihn nachts wach liegen liessen. Unwillkürlich glitt seine Hand an sein Kinn, tastete nach der Schwellung, die dort brannte. Der Schmerz war nicht mehr so stark wie vor zwei Tagen, machte ihm das Öffnen des Mundes aber nach wie vor schwer.

Wenn er die Augen schloss, geisterten die drei Gestalten mit ihren Kapuzenjacken durch seinen Kopf. Wieder sah er diese Strasse vor sich, mit den kleinen Häusern rechter Hand und den grösseren zur linken. Autos hatten am Strassenrand geparkt, und obwohl sie sich nur wenige Gehminuten vom Hauptbahnhof befunden hatten, war es ganz ruhig gewesen. Kein Verkehr, keine Passanten auf der Strasse. Einfach nur diese alten Häuser mit den grossen Vorgärten, den Blumen und Büschen. Marcos erinnerte sich noch, wie er über diese Häuser nachgedacht hatte. Sie wirkten irgendwie fehl am Platz, schienen in ein Dorf und nicht in eine Stadt zu gehören. Er war so in Gedanken gewesen, dass er die Männer gar nicht hatte kommen sehen. Sie waren plötzlich vor ihnen gestanden, hatten herumgeschrien und dann einfach zugeschlagen. Immer und immer wieder, bis sie beide am Boden gelegen hatten. Erst da hatten sie von ihnen abgelassen.

Der Gang zur Polizei danach war für Marcos zutiefst beschämend gewesen. Nicht nur, weil er mit der Polizei nichts zu tun haben wollte, sondern auch, weil damit aktenkundig wurde, was niemand je hätte wissen dürfen. Er hatte Manuel angefleht, den Überfall doch einfach auf sich beruhen zu lassen, doch der hatte nicht daran gedacht.

»Ich lasse mich doch nicht in meiner eigenen Stadt, in meinem eigenen Land auf offener Strasse zusammenschlagen. Die Polizei ist da, um uns zu helfen, und genau das wird sie auch tun. Wir reichen Anzeige ein!«

Und das hatten sie dann auch getan. Genauer gesagt, Manuel hatte es getan, während Marcos mit glühendem Gesicht daneben gesessen und sich geschämt hatte. Wieder sah er vor sich den Polizisten in seiner blauen Uniform, der mit ruhiger Stimme geredet und sich Notizen gemacht hatte. Er selbst, der geschwiegen, und Manuel, der den Angriff empört geschildert hatte.

Manuel Baumann. Er arbeitete bei Louis Vuitton an der Bahnhofstrasse, dort hatten sie sich auch kennen gelernt. Marcos hatte sich nach einem Gürtel erkundigt, den er sich gerne gekauft hätte. Ein Luxus, der für ihn noch vor einem Jahr absolut unerreichbar war. 486 Franken für einen simplen Gürtel war ihm dann aber doch zu viel gewesen. Er hatte ein paar Modelle anprobiert, ein bisschen mit dem Verkäufer geschwätzt und war wieder gegangen. Er würde den Gürtel per Internet aus den USA bestellen. Das war um Welten günstiger. Immerhin wusste er jetzt, was er bestellen musste.

Zwei Tage später war er nach dem Training durch die Stadt gestreift und vor einem dieser plötzlichen Regengüsse ins erstbeste Café geflohen, das ›Café Rathaus‹ am Limmatquai. Zuerst hatte er den Verkäufer aus dem Louis-Vuitton-Shop gar nicht wiedererkannt, doch dann hatte sich ein lebhaftes Gespräch entwickelt. Marcos hatte zum ersten Mal, seit er in die Schweiz gekommen war, sein Heimweh vergessen. Sie hatten sich auf Englisch unterhalten, viel gelacht, und Manuel Baumann war nicht zurückgewichen, wenn ihm Marcos etwas näher kam oder die Hand auf den Arm legte, um seinen Standpunkt zu unterstreichen oder etwas Vertrauliches zu sagen. Als Manuel ihn spontan zum Essen eingeladen hatte, war Marcos eher freudig überrascht als erstaunt gewesen.

Warum nicht mit jemandem essen, wenn man sich gut verstand und viel zu sagen hatte? Marcos war überwältigt von dem guten Gefühl, sich endlich wieder mal mit jemandem auf einer Wellenlänge unterhalten zu können. So übersah er alle Anzeichen einer Entwicklung, die zu weit führen würde.

Als er erkannte, dass die Einladung zum Essen ihn nicht in ein Restaurant, sondern in Manuels Wohnung führte, war ihm etwas mulmig zumute gewesen. Doch er hatte nicht unhöflich sein wollen, schon gar nicht zu jemandem, zu dem er sofort einen guten Draht gefunden hatte. Der Kuss auf den Mund hatte ihn aber schockiert. Marcos war zurückgezuckt, hatte abwehrend die Hände vor sich gehalten und von seiner Freundin erzählt, die er in Venezuela zurückgelassen hatte. Manuel Baumann hatte nur gelacht. Er war nicht im Mindesten irritiert. Marcos war kurz danach ziemlich verwirrt gegangen.

Natürlich hatten sie sich wieder gesehen. Manuel hatte den Kontakt aufrechterhalten. Zuerst hatte sich Marcos von ihm fernhalten wollen. Er wollte auf keinen Fall mit einem Schwulen in Verbindung gebracht werden! Was für eine Katastrophe, wenn man das im Club erfahren würde. Seine Karriere wäre zu Ende gewesen. Trotzdem hatte er Manuel noch zweimal auf einen Drink getroffen, peinlich darauf bedacht, Abstand zu wahren, auf der anderen Seite des Tisches zu sitzen. Manuel hatte gelacht, und sie hatten sich trotz allem hervorragend verstanden.

Wider besseres Wissen und mit einem unbehaglichen Gefühl hatte sich Marcos dann auch wieder zum Nachtessen einladen lassen - unter der Bedingung, dass er in Ruhe gelassen würde. Manuel hatte es ihm versprochen - und sich nicht daran gehalten. Benebelt von reichlich Alkohol und durchflutet von einer Mischung aus Gehemmtheit und Neugier hatte Marcos zugelassen, dass ihm die Situation entglitt. Danach hatte er geweint vor Scham - am meisten deswegen, weil es ihm gefallen hatte.

Fast zwei Monate hatten sich die beiden dann nicht mehr gesehen. Marcos blockte jeden Kontaktversuch ab und schämte sich täglich, wenn er in den Spiegel sah. Voller Angst hatte er sich ausgemalt, was passieren würde, wenn irgendjemand von dieser Nacht erführe. Die Kumpels im Club, oder, noch schlimmer, seine Familie. Er würde nie wieder nach Hause zurückkehren können, dessen war er sich sicher. Wie um sich selbst etwas zu beweisen, hatte er sich in zwei kurze Affären mit Frauen geflüchtet, einer fülligen Latina und einer energischen Deutschen, die scharf auf seinen durchtrainierten Körper war. Marcos ging es schlecht, was sich auf seine spielerische Leistung auswirkte. Alle schoben es auf sein Heimweh, auch die Familie, die er über Weihnachten besuchte, und der Trainer, mit dem es zu einem ernsten Gespräch kam.

Wieder zurück in Zürich, war er von einer tiefen Lethargie erfasst worden. Nicht nur, aber auch, weil eine dicke, graue Glocke über Zürich hing, unter der man zu ersticken drohte. Wie von Neonröhren hinterleuchtet, verströmte der Himmel tagsüber eine diffuse Helligkeit. Die Nacht kam früh und dauerte ewig. Der Wind pff aus Osten und trieb winzige Eiskristalle vor sich her, die Marcos ins Gesicht schnitten und als weisse Wolken aufwirbelten, wenn ein Lastwagen vorbeifuhr. Die Menschen versteckten sich hinter Schals, Handschuhen und dicken Mänteln und waren noch frostiger als sonst. Marcos dachte daran, alles aufzugeben und zurück nach Venezuela zu gehen. Das Leben hier mochte für seine Karriere gut sein, für seinen Gemütszustand aber war es ein Albtraum.

Eines Tages hatte er bei einem der rarer werdenden Anrufe Manuels den Hörer wieder abgenommen. Sie trafen sich in einer Bar, und es endete wieder damit, dass sie bei Manuel zu Hause assen. Manuel konnte wunderbar kochen, und da Marcos in dieser Hinsicht eine Nullnummer war,